

Irmengard [Fortsetzung]

Autor(en): **Balmer, Hugo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635381>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 8 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

24. Februar 1934

Zwei Gedichte von Ludwig Finckh.

Du legst

Du legst mir allerwege
Die Hände auf den Mund,
Wenn ich zum Schlaf mich lege
Zu später Abendstund'.

Und deine lieben Hände
Wehen so duftig rein ...
So zwischen Traum und Spende
Schlafe ich lächelnd ein.

Abendgebet.

Nun ist der Tag zu Ende.
Dir leg' ich in die Hände
Den müden Geist und Leib.
Lass' mich auf Engelsschuhen
An deinem Herzen ruhen,
Dass ich dein Gotteskindlein bleib'. Amen.

Irmengard. Geschichtliche Erzählung aus dem alten Laupen von Hugo Balmer.

8

IX.

Acht Tage nach seiner Abreise kehrte der König von Basel zurück, begleitet vom Kanzler, dem Kämmerer und wenigen Reitern. Sie waren mit einem kleinen deutschen Reiterheer, dem zwei Duzend Mann der Leibwache als landeskundige Führer dienten, bis nach Kerzers gekommen und hatten sich dort von ihm getrennt. Ein Schreiben an den Grafen von Vellen, den Neffen des Königs, verlangte von ihm baldigen Bericht über den Erfolg des Kriegszuges. Der Kaiser war sogleich hilfsbereit gewesen. Er hatte sich dafür den Vertrag bestätigen lassen, wonach er das Königreich Burgund erben sollte, wenn Rudolf III. ohne Leibeserben bliebe. Er ahnte nicht, daß sein ihm schwächlich erscheinender, nur sechs Jahre älterer Oheim ihn um acht Jahre überleben sollte. Aber beständige Kriege gegen unbotmäßige Vasallen in Deutschland und Italien zehrten seine Kräfte vor der Zeit auf. Erst sein Nachfolger Konrad II., der Gemahl seiner Base Gisela, konnte, nicht ohne Kampf, das Erbe antreten und wurde damit auch Besitzer des Schlosses Laupen und der dazu gehörenden Güter.

Es dauerte nur zwei Wochen, bis der Graf von Vellen, der Ahnherr des spätern Hauses Savoyen, in Laupen er-

schien. Er hatte keine Ahnung, daß einer seiner Nachkommen zweihundertundfünfzig Jahre später die dann mit Ringmauern versehene Burg und das Schloß erobern sollte, dahin er jetzt die gute Botschaft brachte, der fehlbare Bischof und sein gräflicher Bruder seien mit vielen andern Gefangene des Erzbischofs von Lyon, ihres Richters. Besonders erfreulich war die Nachricht, daß die Grafschaft ohne Schwertstreich besetzt worden sei, auch daß die königliche Leibwache sich ausgezeichnet habe durch Gefangennahme von etwa 50 Rebellen und Eroberung des festen Schlosses Burglen. Sie habe dabei keinen Mann verloren, nur einer, namens Helmut, sei leicht verwundet worden. Der Graf nahm ein Sendschreiben mit an den Hauptmann, des Inhalts, der König sei von erhaltener Botschaft erfreut und befehle ihm, sobald tunlich heimzukehren.

Die Nachricht war für alle erfreulich gewesen, nur nicht für Irmengard und den Kastellan. Die verweinten Augen des Mädchens verrieten ihm genug, daß er seinen eigenen Kummer verbarg und sagte, er habe selber manche Schramme erhalten, ohne daran zu sterben. Die Narben seien später Erinnerungszeichen, die man kaum missen möchte. Auch die Königin merkte bald, wenn das Abschiedwinken ihrer Dienerin auf dem Turme geglänzt hatte und tröstete unauffällig.

X.

Der Arzt und der Kaplan, die sich gut miteinander vertrugen, schliefen in derselben Kammer. Als dieser einmal unpäßlich war und nicht aufstund, brachte ihm der Arzt ein Rännchen Tee, den er selber bereitet hatte. — „Ei, du bist ja sehr besorgt um mich.“ — „Du überschätzt mich. Ich dränge meinen Rat keinem auf, der ihn nicht wünscht. Aber ich komme zu dir auf Befehl des Königs und bitte dich, diese Mixtur zu trinken, damit sich meine Kunst an dir bewähre.“ — „Es wird schon wieder besser werden. Sage du mir lieber, wie es mit dem König steht.“ — Der Arzt, der den Wänden mißtraute, antwortete mit leiser Stimme: „Auf diese Frage würde ich keinem Antwort geben als dir. Der König ißt und trinkt gut, ohne ein Schlemmer zu sein. Seine Frömmigkeit hält ihn gefangen in einem Gedankenkreis, der ihm geläufig ist, so daß er sich geistig nicht überanstrengt. Dazu veranlaßt ihn seine Gemahlin, jünger zu erscheinen, als er ist. Das schafft ihm genügend Tätigkeit, daß seine Körpersäfte nicht faulen. Er kann noch lange leben und ist fast besser daran als du.“ — „Deine freimütigen Worte sollen dir nicht schaden bei mir. Willst du mir ebenso offen sagen, was du als Arzt von mir hältst?“ — „Stelle dir vor, ein starker Bär würde so von der Sinnierkrankheit befallen, daß er kaum mehr schlafen könnte. Er säße still in seiner Höhle und söge an seiner Tazze, anstatt zu fressen. Seine einzige Bewegung wäre die, von Zeit zu Zeit nach einer längst davongeflogenen Mücke zu schlagen, die ihm noch im Ohre summt. Wie lange würde dieser Bär bei Kräften bleiben?“ — „Du hast scharfe Augen. Ich will mir deine Lehre merken. Regt sich nicht manchmal der Wunsch in dir, deine Wissenschaft recht vielen zugute kommen zu lassen?“ — „Ein Arzt kann nicht wie ein Priester durch eine Weihe auf einmal mit aller Kraft und Weisheit ausgerüstet werden. Er hat nie ausgelernt. Meine Stellung verschafft mir Muße und Mittel zu weiterem Studium.“ — „Beleidigt es dich nicht, daß sich die Königin von einer Kräuterfrau beraten läßt?“ — „Ich begreife, daß sie sich nicht gerne einem ledigen Manne anvertraut. Der Tee, den du trinkst, kommt von der Greisin im Fährmannshause.“ — „Kennst du sie?“ — „Ja, ich bin bei ihr gewesen. Eine überaus kluge Frau. Ein andermal werde ich dir von ihr erzählen, wenn du es hören magst. Jetzt aber habe ich dein Sinnieren genügend unterbrochen, daß du noch ein Weilchen schlafen kannst. Dann werde ich dir zu essen bringen, was ich für gut finde.“ — „Da muß ich dir wohl gehorsam sein. Ich danke dir.“

Der Kaplan erholte sich bald. Eines Abends, als er auf die Terrasse hinaus ging, traf er dort die Königin an, welche mit Beatrix und Gerlinda die feurigen Abendwolken betrachtete. Da die Königin mit ihrem Jugendfreund allein reden wollte, gab sie den Hofdamen einen Auftrag: „Dort unten am Felsenwege sehe ich Rosen, die hätte ich gerne.“ — Die beiden Mädchen gingen auf der Nordseite hinunter, wo eine Wache stand. „Gestrenger, waffenstarrer Michael, gib uns dein Messer zum Pfand, daß wir wieder Einlaß bekommen.“ — Sie gingen um den Felsenkopf herum auf die Südseite und trällerten übermütig:

Rosen auf Wangen,
Weilchen im Hag,
Den Liebsten umfangen,
Ein seliger Tag.

Trauliches Rosen,
Mondsilberlicht,
Ein Küßchen auf Rosen,
Man sieht es ja nicht.

Zog in die Ferne,
Schwertkampf und Not.
Es wissen die Sterne,
Ob Sieg oder Tod.

Kommt er einst wieder,
Treu immerdar,
Blüh'n Myrte und Flieder,
Wir geh'n zum Altar.

Die Damen hatten keine Eile. — Die Königin winkte den Kaplan zu sich und sagte leise: „Wie kannst du, mein Freund, es auf dich nehmen, so lange bei uns zu bleiben?“ — „Meine Gebieterin, ich bin Priester geworden und will es ganz sein. Wenn ich zur heiligen Jungfrau betete, drängte sich vor sie das Bild einer Prinzessin, die niemand besser kennt als die Königin. Der Anblick einer hohen Frau mit großen Zielen, die sich selbst überwindet, soll mir Heilung bringen.“ — „Mögest du gesunden, mein Freund. Meine unerfahrene Jugend hat mir geschmeichelt, ich könne Großes wirken für unser Land. Ich habe mich hingegeben dafür. Mein Versprechen will ich halten. Ob das Ungewisse erreicht wird, steht in Gottes Hand. Du aber sollst nicht aus Freundschaft oder Bescheidenheit auf höhere Ehren verzichten. Männer wie du sollen ihr Pfund nicht vergraben. Dein weißer Rat hat mich aufgerichtet in trüben Stunden, aber ich will dich nicht länger mißbrauchen.“ — Ich danke der Königin für ihre gütigen Worte. Hat das Schicksal die Verwirklichung unserer liebsten Träume versagt, so wird uns Gott doch verzeihen, wenn unsere Seelen Ruhe suchen in der Erinnerung an sonnige Jugendtage und daraus Kraft schöpfen, das Kreuz zu tragen, das uns auferlegt ist. Ich möchte die Königin meiner Treue versichern, solange Gott mir Leben gibt.“

Sie reichte ihm die Hand, und die beiden sahen sich ruhigen Blickes in die Augen. Es war wie ein Abschied. Der Kaplan, ein den Bierzigen naher schöner Mann, den aber Herzeleid und eifriges Studium schon etwas gebeugt hatten, blieb nur noch kurze Zeit am Hofe. Er wurde bald päpstlicher Legat für Frankreich und später des Kaisers Erzkanzler.

XI.

An einem heißen Nachmittage schlief der König im schattigen Gartenhäuschen des Zwingers. Die Königin und der Arzt saßen in seiner Nähe und lasen. Da kam auch der Kaplan in den Garten und setzte sich still auf ein Bänkchen im Schatten eines Fliederbaumes.

Die Königin hatte den Hofdamen und Irmengard erlaubt, auszureiten und in der heilkräftigen Senfe ein Bad zu nehmen. Die Sonne mag gelacht haben, als sich in einer heimlichen Bucht das Schönste unverhüllt von ihr bescheinen

ließ, das ihr wärmender Strahl der Mutter Erde entlodt hat. Die Königin wäre am liebsten mitgegangen; aber ihr Gemahl war gewöhnt, sich nach seinem Mittagschläfchen von ihr unterhalten zu lassen und plagte sie unabsichtlich mit seiner Anhänglichkeit.

Endlich rührte er sich, schnitt Grimassen, gähnte, streckte einen Arm aus, dann beide, nachher auch die Beine und erwachte stückweise, so daß er aufsitzen, sich die Augen reiben und sein königliches Bewußtsein völlig wachrufen konnte. Er sah sich um, zu wissen, wo er sich befand, trank einiges aus dem Becher, den der Arzt ihm reichte und war nun bereit, seinem trägen Geiste irgend einen Antrieb geben zu lassen. — „Hat mein Gemahl gut geschlafen?“ — „Herrlich, meine Liebe. Mir hat geträumt, ich sei in einem wohligen Bade, sitze auf dem weichen Gefieder eines Schwanes, an dessen Hals ich mich festhielt und der das liebliche Gewässer nach meinem Willen durchschwamm. Wer deutet mir wohl den Traum? Haben deine mauretaniischen Lehrer dich die Kunst der Traumdeutung auch gelehrt, mein Leibarzt?“ — „Darin sind sie keine Meister, mein König. Sie behaupten grob, die Träume kommen aus dem Magen, so daß der Koch dafür verantwortlich wäre. Mir scheint aber, der herrliche Schwan sei

die Königin, von deren liebender Sorge der König getragen wird.“ — „Wirklich regte sich heute das Gefühl eines Schwimmvogels in mir. Es gelüstete mich, mit meinen jungen Damen auszuziehen; aber der König schläft am ruhigsten, wenn er mich in seiner Nähe weiß.“ — „So ist es, liebe Gemahlin. Ich verlange wohl zu viel von dir.“ — Da der Kaplan hinzugetreten war, sagte die Königin: „Der Kaplan mag sich nicht beteiligen an unserm Geplauder. Warum ist er so betrübt?“

„Der König und die Königin mögen es mir nicht verübeln, wenn ich ihnen von einer Sache rede, mit der ich sie lieber verschonen würde. Aber ich sollte ihren Beistand haben, um sie zu erledigen.“ — „Da wird der König den heutigen Tag nicht schelten, der ihm die seltene Freude bringt, einen Wunsch unseres Kaplans zu hören.“ — „Es handelt sich um den jungen Ritter Helmut. Seine Verwandten schicken mir einen Boten mit einem langen Briefe. Darin beklagen sie sich, Helmut, um dessen Wohl sie sich immer bemüht hätten, werde ihnen durch den Hauptmann der Leibwache und durch seinen eigennütigen Onkel, unserm Kastellan, entfremdet. Dazu habe ein böses Weibsbild, des Namens Irmengard, seine Neke nach ihm ausgeworfen und suche ihn zu betören. Es sei sogar Gefahr vorhanden, daß er durch das gleichende Lärwächchen, das vielleicht mit dem Bösen im Bunde sei, unserer



Rethel: Der Tod als Erlöser.

heiligen Kirche entfremdet werde. Sie deuten an, auch im Einverständnis mit dem Grafen von Grandson zu handeln und wünschen von mir, daß ich den jungen Mann warne, ihn an seine Pflicht erinnere, das Unglück von der Familie abwende und damit auch die Kirche vor dieser Schmach bewahre. Der Verfasser des Briefes, ein Mönch Robert, hat so häßliche Worte gewählt, daß ich die Ohren des Königs und der Königin nicht damit beleidigen möchte. Ich habe das unsaubere Schriftstück verbrannt. Meinen Freund, den Abt von Chunn, werde ich bitten, daß er den übelberatenen Mönch anweise, nur die ihm erteilten Aufträge auszuführen, seine freie Zeit dem Studium und dem Gebete zu widmen und sich einstweilen alles eigenmächtigen Vorgehens zu enthalten.“ — „Damit wäre die Sache schon erledigt“, sagte der König. „Sollte jene Namensschwester meiner Gemahlin etwa ihre neue Dienerin sein?“ — „Es ist wohl möglich, daß meine Dienerin dem Helmut hold ist. Ich habe hin und wieder feuchte Augen bemerkt, nachdem die Nachricht von Helmut's Verwundung gekommen war. Das ist aber kein Grund, das Mädchen zu schmähen. Es ist empörend, daß Leute in solcher Weise verleumdet werden dürfen. Sollten die Uebeltäter nicht bestraft werden?“ — „Das war auch meine erste Regung. Dann fand ich, die Strafflage brächte einen unliebsamen Prozeß und würde

die Parteien für immer entzweien. Darum wünsche ich, daß die Verleumdeten nichts von der Sache vernehmen. Da das Wohl der Kirche vorgeschützt worden ist, um Böses zu tun, will ich, auch im Namen der Kirche, der am meisten Beleidigten, Sühne leisten. Ich möchte ihr vor den Hofleuten ein Geschenk machen, das aber seinen Wert erst erhalten kann, wenn es durch die Hand der Königin geht. Das ist meine Bitte.“ — „Also eine Verschwörung, um ein Unrecht gutzumachen. Mein Gemahl wird mir gerne erlauben, daran teilzunehmen.“ — „Gewiß, meine Liebe. Ich möchte nur wissen, was unser Kaplan zu tun gedenkt.“ — Der Kaplan weihte sie ein in seinen Plan. Nun fand der König, er möchte auch teilnehmen an der Verschwörung und den Angegriffenen ein Zeichen seiner Huld geben, nur wisse er noch nicht, wie das geschehen könnte. — „Der Ritter Wilibald, unser Hauptmann, soll ein Verführer sein? Mein Gemahl kennt dessen Verdienste zu gut, als daß ich ihn zu loben brauchte. Wenn der König es erlaubt, so ernenne ich ihn zum Kastellan meines Schlosses in Hermance. Dieses Amt wird nur einen kleinen Teil seiner Zeit in Anspruch nehmen, so daß die Führung der Leibwache nicht darunter leiden würde.“ — „Damit wäre ein Teil der Aufgabe in guter Art gelöst. Aber es ist ganz das Verdienst meiner Gemahlin, nicht mein eigenes.“ — „Da bin ich wohl unbescheiden gewesen, mein lieber Gemahl. Denn ich glaubte allezeit teilzuhaben an deinen guten Werken.“ — „Ich sehe, daß der Leibarzt einen Traum richtig zu deuten versteht. Weiß mein kluger Schwan mir auch Rat, wie die andern geehrt werden könnten.“ — „Als du die Fahrt nach Basel unternahmst und ich in Sorge war um dich, glaubte ich, meine trüben Gedanken durch ein Gespräch mit dem greisen Ritter Dietrich, dem Kastellan dieses Schlosses, verschleichen zu können. Er erzählte mir in Bescheidenheit, wie er schon deinem seligen Vater gedient hat. Auch dir ist er treu ergeben, trotzdem er während des großen Aufruhrs deiner Vasallen in deinem Dienste sein Liebstes verloren hat, seine beiden Söhne. Nun fühlt er seine Kräfte schwinden und hegt den Wunsch, seinen Neffen, den Ritter Helmut, zu seinem Nachfolger ernannt zu sehen. Ich habe ihn ermuntert, sein Anliegen vorzubringen, denn es sei des Königs Wille, seine Getreuen nach ihrem Verdienste zu belohnen. Mich würde es freuen, wenn mein Gemahl dem würdigen Greis einen schönen Lebensabend bereiten wollte.“ — „Deine warme Fürsprache macht mich geneigt, dem Wunsche des Kastellans zu entsprechen. Aber ich fürchte, der Kämmerer werde mit gewichtigen Gründen einen Mann vorschlagen, der mir länger gedient hat als Ritter Helmut.“ — „Lieber Gemahl, dürfte es nicht heilsam sein für den Kämmerer, wenn ihm einmal wieder bedeutet würde, maßgebend auch in diesen Geschäften sei der Wille des Königs, der das Wohl des ganzen Landes im Auge hat?“ — „Was sagt unser Kaplan dazu?“ — „Der König wird allezeit das Richtige treffen, wenn er der Stimme seines Herzens folgt.“ — „Dann wollen wir diese Getreuen bei ihrer Heimkehr mit unserem Gnadenbeweis überraschen.“

Da sich der König in erfreulicher Weise hatte lenken lassen, verschmerzte seine Gemahlin das geopferete Badevergnügen und regte die Männer an zu munterem Redewechsel. Sie nahm sich aber doch vor, der Laune und Bequemlichkeit ihres Gemahls in Zukunft etwas weniger Zeit

zu opfern, denn es entsprach ihrer Gemütsart besser, ein lebhaftes Pferde zu meistern, als den folgamen, zarten Schwan zu spielen. Die Kosten bezahlte der Leibarzt, indem er häufiger am Schachzabeltische sitzen mußte, um seinem Gebieter über die Langweile ereignisloser Tage hinwegzuhelfen. Wenn es ihm verleidete, ließ er den König das Spiel verlieren, was diesen wohl für einen Augenblick verstimmt, ihn selbst aber meistens vom Spiel erlöste.

(Fortsetzung folgt.)

Mädeli.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

(Schluss.)

Ich drücke sie fest an mich. „Nein, ich meine es nicht bloß, Mädeli.“ Und ich bin wirklich in jenem Augenblick der redlichste Mensch der Welt gewesen. Auch nachher noch, wenn wir auf dem Heimweg manchmal stillstanden und uns Herzen und küßten, wie man das in jungen Jahren so tut, wenn man nichts Gescheiteres weiß.

Einmal, mitten im Gehen, lachte sie klingelhell heraus. „Jetzt bin ich doch einmal für ein Stündchen eine Braut gewesen!“ Dann war sie handkehrum wieder traurig. „Am Morgen mußt du von allem nichts mehr wissen! Oder doch so: du darfst dich noch zehnmal, noch hundertmal befinden. Wer wird denn mich nehmen!“

Wir sind an jenem Abend manche liebe Stunde in Spillmanns Stube beisammen geblieben. Unsere junge Zeit war auch mit dabei; sie hat uns so beraten, wie das uns just am allerbesten gefiel. Das Liebsein und die Willfährigkeit standen dem Mädeli wunderbarlich an. Es war, als sei uns dieser gute Abend von aller Zeit her vorausbestimmt und zubeschieden gewesen. Beim Abschiednehmen hing sie sich zitternd an mich: „Am Morgen reut es dich!“ Und ich mache darauf den rohen Spaß: „Gäll, jetzt hast du gemeint, es könnte dich keiner gern haben!“

Ja, es reute mich am Morgen. Zu innerst in meinem Herzen verbarg sich zwar ein lieber Dank. Auf Augenblicke fand ich das Leben jetzt viel, viel schöner als vordem, wo ich noch zu wenig von ihm gewußt. Aber der Verstand sagte kalt zu mir: So etwas! Jetzt kannst du dich nicht mehr befinden! ...

Ich stellte mir mit geringem Behagen vor, was die Leute dazu sagen würden. Ich stellte mir vor, wie mir der Schleck bekommen würde, die Mäde meinen auswärtigen Verwandten als meine Zukünftige vorzeigen zu müssen. Auch an Rosi dachte ich und nicht mit den besten Wünschen. Wenn sich die nur nicht so verliebt an den Kari gehängt hätte!

Mädeli ging gegen Mittag mit Rechen und Gabel am Helghöflein vorbei. Ihr Mal leuchtete von weitem. Ich versteckte mich in der Fensterede und sah ihr dann verstohlen nach. Als ich sie so unter den schwerbeladenen Apfelbäumen den Ackerweg hinausschreiten sah — fast wie eine Verlorene kam sie mir vor —, da faßte mich ein Erbarmen an. Ich ging ihr nach und holte sie bald ein.

„Mädeli — soll ich nicht heute abend mit deinem Götti reden?“

Sie verneinte mit leisem Kopfschütteln. An mir vorbeisehend, sagte sie mit seltsamer Gelassenheit: „Wart' nur noch ein wenig; vielleicht ... Und auch im andern Fall: ich nehm' alles auf mich. Ich bin schuld.“

Da behagte es mir, mich in die Brust zu werfen und den Großen zu spielen. „Mädeli — du darfst nicht einen Tag in der Angst leben! Das leid' ich nicht! Meinst du, ich sei bloß so einer?“